

Astrid Kofler

# Lebenskörner

Roman

Innsbruck, Haymon 2010

Auszüge

Für Hans Karl, Nathanael, Rahel und Ruben

Meinen Eltern und Ulli und denen, die so vieles erzählten

*18. April 1927, Ostermontag*

*Als Giuseppina und Giuseppe Ingannamorte Hochzeit hielten und sich anschickten, einen Sohn zu zeugen.*

Jetzt können wir unser Märchen beginnen, dachte Giuseppina, nachdem sie die Schuhriemen in einem Doppelknopf gebändigt und sich die Tasche wieder auf den Rücken geworfen hatte. Jetzt können wir unser Märchen beginnen, sagte Giuseppe leise und sie neigte den Kopf, weil sie laut gedacht hatte, und ernst sah sie ihn an und merkte, wie er sie warmen Auges betrachtete, und geradeaus blickte sie wieder und beachtete den Atem an diesem Morgen. Schritt vor Schritt setzte sie und kein Band war mehr lose.

Giuseppina war die vierte Tochter ihres Vaters, sie war die jüngste und jene, die ins sonntagmorgendliche Bett hatte schlüpfen dürfen und mit ihren ungeputzten Zähnen an seinen Barthaaren ziehen, bis ein Stoppel sich löste und sie ihn von der Zunge fischen konnte und betrachten. Giuseppina war diejenige, von der der Alte sich wünschte, dass sie immer bei ihm bleiben solle und wenn schon, dann als letzte gehen. Noch hatte die eine nicht entschieden und die anderen hatten keinen gefunden.

Er würde sie vermissen beim Frühstück. Die Zahncreme, die ihre Tante stets selbst zubereitete, aus zerstampfter Pfefferminze und Blumenasche, aus Schweinefett und weißem Bienenwachs und Olivenöl, hatte sie in der Eile vergessen. Sie war es gewohnt, sich damit die Zähne zu reinigen, obwohl das Gemisch auf den Zähnen klebte und ihre Freundin darob lachte und meinte, sie solle es sich besser ins Gesicht schmieren, um die Haut zu schützen vor Wind und Falten. Nun rieb sich Giuseppina mit dem Zeigefinger die Zähne glatt. Es war noch nicht ganz hell, die Sonne noch hinter den Hügeln, ein erstes Strahlenbündel warf das Licht voraus, die Bäume rauschten, die Wipfel bewegten sich, die Landschaft gewellt. Knappe zwei Stunden, so hatte Giuseppe gesagt, müssten sie gehen. Da war eine Kirche und ein Frater Minore in klappernden Zoccoli, mit einem kahlgeschorenen Hinterkopf und langem Bart, den er sich schon mehrmals an aufflammenden Kerzen versengt hatte, einer, der bereit war, ihnen die Beichte abzunehmen und den Bund der Liebe vor Gott zu segnen, wo andere Umhimmelswillen das Dorf herbeiriefen und die entsetzten Eltern dazu. Der Wind schmerzte im rechten Ohr und der große Zeh des rechten Fußes schmerzte, die Kuppe war durch das Loch gerutscht, die Strickmasche, die hielt, schnitt ein. Beim Anziehen in Herrgottsfrüh hatte sie das Loch im Strumpf bemerkt, aber einen anderen zu suchen, hätte zu viel Lärm gemacht, die Tür ihres Schrankes quietschte. Und Zeit und Licht fehlten, es notdürftig zu stopfen. Eine Tasche hatte sie schon tags zuvor hinter dem Baum versteckt, der an der Wegkreuzung stand, Bänder hatte sie so an der Tasche montiert, dass sie diese am Rücken tragen konnte und die Hände frei hatte, sollte er sie halten wollen. Geschlafen hatte sie nicht, Müdigkeit spürte sie keine. Wieder traf ihr Blick sein warmes Lächeln. Das schwarze Kopftuch lag schon über der Stirn, noch tiefer zog sie es, das schmerzende Ohr zu schützen. Am Hügel schöpfte ein

Bauer dunkle Erde aus einem Karren, die im Winter mit dem Regen hinab gerutscht war, frischer Mist dampfte in der Morgenluft und die aufsteigende Wärme mischte sich mit dem Nebel, der aus den Tälern kroch.

Giuseppe trug einen großen Kasten am Rücken, Hausierer war er und gewohnt, weit zu gehen und Schweres zu schleppen. Hier und dort hatte er eine Bettstatt, unter Dach und im Heustadel; bis Kinder da sein würden, wollte Giuseppina mit ihm gehen. Immer schneller wurde er und sie hackte sich unter, sie wollte nicht hinter ihm bleiben, er hatte dem Vater die liebste Tochter genommen. Hinunter blickte sie kurz, ob die Schnürsenkel noch hielten, und sah wieder auf. In eineinhalb Stunden würde Hochzeit gehalten werden, in schwarzer Tracht und schwarzem Kopftuch, Trauzeugen vielleicht, das wusste nur der Frater bislang, ein Händedruck als Dankeschön, Gebäck aus Mandeln und dazu Likör, aus der Speisekammer hatte sie sich gestern eine Blechkanne voll abgefüllt. Salz hat sie eingepackt und eine Schüssel aus Ton. Und Essiggurken, ein Glas Essiggurken. Im Krieg, als keiner die Zeit hatte, die Felder zu bestellen, da waren Essiggurken der tägliche Salat gewesen, im Winter, im Sommer, im Frühling und im Herbst. Dass Giuseppe sie jetzt ansah, das spürte sie, aber nach vorne schaute sie unbeirrt, sah wie die Sonne die Hügelkuppen zum Schimmern brachte, musste lächeln und wurde wieder ernst, denn ernst zu sein, danach war ihr, und ernst zu sein, erschien ihr auch angebracht, che Dio abbia pietà di noi. Das Kopftuch zog sie in die Stirn, das bei jedem Schritt über die frischgewaschenen Haare nach hinten rutschte, der Wollrand um den Zeh schnitt ein und schmerzte. Da drückte sie seinen Arm an ihre Seite und fühlte sich stark wie der Knoten in ihrem Nacken, der vom Kopftuch vor dem Wind geschützt war, und erneut spürte sie den Schmerz im Ohr und ein Kitzeln unter der Nase, sie tropfte ihr stets in frischer Herrgottsfrüh. Es ist nicht mehr weit, sagte er. Durch ein Dorf gingen sie, da standen noch Blumen in Kisten an den Fenstern.

Die hat man wohl vergessen im Herbst in den Keller zu stellen, dringend zurückschneiden müsste man sie und das faule Laub entfernen, dann werden sie sich erholen von Raureif und Frost und im Sommer wieder blühen. Die Mutter stellte immer die Blumen hinunter, zu Allerseelen wurde alles verräumt, auch wenn das Meer noch warm war und der Tag sonnig. Die Mutter machte alles so, wie die Nonna es machte und wie die Urgroßmutter und deren Mutter zuvor. Ich werde dich vermissen, Mamma, und ich werde dich vermissen, Papà. Ich will vergessen, was vorher war, alles, was trennt, will ich vergessen. Lieber Gott, hilf mir, sag mir, dass das nicht falsch ist, was ich tue. Bitte hilf, dass ich damit leben kann, dass Papà heute erwachen wird und Mamma es von ihm zu hören bekommt. Liebe Muttergottes, steh du mir bei, Heiliger Antonius hilf, dass der Vater seine Ruhe findet, und ich auch, jetzt, nicht nur in der Stunde des Todes.

Wenn Kinder da sind, dachte sie sich, als ihr Blick auf den Kirchturm fiel, wenn Kinder da sind, will ich hier ein Haus haben und einen Garten und ein Fenster auf die Straße. Er wird im Frühling Samen verkaufen und im Sommer wird er

Schuhe richten, und Messer und Scheren schleifen wird er im Herbst und im Winter. Auch Schirme konnte er flicken, die würde er nach Hause bringen und sie würde ihm helfen. Er wusste stets, wem welcher Schirm gehörte, das hat man ihr erzählt. Er nahm sie mit, und brachte sie nach einem Jahr wieder. Schirme würde er ohnehin nicht oft bringen, zu teuer waren sie und man floh hier nicht den Regen, der viel zu selten kam, man stellte sich hinein und trank ihn und tanzte.

Wenn Kinder da sind, dachte sie sich, als ihr Blick auf den Kirchturm fiel, will ich hier wohnen. Wenn er hier ist, soll er die Glocken läuten, wie sein Vater es tat und der Großvater und der Urgroßvater auch. Da soll er den Altar herrichten für die Messe und vom Boden das Wachs abschaben, das von den Kerzen tropft. Und wenn er nicht hier ist, will ich es für ihn tun. Für ihn, und die Kinder, und für meinen Vater.

Er gab ihr Zeit abends sich umzuziehen und ging diskret aus dem Zimmer. Ums Haus auf die Toilette ging er und zu der Bank unter dem Olivenbaum auf eine letzte Prise Tabak. Sie nahm das weiße Nachthemd aus der Tasche und schüttelte es aus, breitete es auf das Bett und strich es glatt. Nackt zog sie sich aus, war verwundert über so viel Haut, die sie an sich noch nie betrachtet. Sie besah sich den Zeh, der rot war vom vielen Gehen und dem Loch, das ihn schnürte, gedankenverloren massierte sie ihn und rieb ihn, bis der Abdruck des Strumpfes verschwunden war. Dann nahm sie die Waschschüssel, stellte sie etwas tiefer von der Kredenz auf den Stuhl, beugte sich darüber und versuchte, mit hohler Hand etwas Wasser in die Achseln zu schaufeln. Das kalte Nass lief herab über die Seiten ins Hohlkreuz, wo es sich fand und wieder trennte und weiter rann in die Kniekehlen bis hinunter auf den Boden, wo es kleine zitternde Kugeln bildete, die sie an die Blasen eines Hefeteiges erinnerten. Sie rieb sich trocken, fast rot, das war wie eine Sucht, sich an den vorderen Schienbeinen zu kratzen, bis sie fast blutig waren, vor allem im Winter war das so, wenn sie Wollstrümpfe trug. Dann holte sie eine Dose aus der Tasche, öffnete sie und entnahm ihr mit dem Daumen, dem Zeige- und Mittelfinger vorsichtig ein wenig des weißen Pulvers. Es waren die Überreste einer zermörserten, geweihten Kröte; sie hatte sie einst vertrocknet am Wegesrand gefunden und vorsorglich im Buschen versteckt, den sie mit den Schwestern im vergangenen Sommer zur Kräuterweihe in die Kirche trug. Sie wollte heute noch ein Kind empfangen. Der Mutter eines Sohnes verzieh der Vater gewiss.

Der Sohn, den er in dieser Nacht noch zeugen wollte, das dachte sich Giuseppe draußen unter den Sternen, nach der Trauung und dem Likör und dem Mandelgebäck, der Sohn sollte den Namen eines Sängers erhalten, von dem er einst in der Zeitung gelesen hatte, Enrico hieß er und man hörte seine Stimme auf runden Platten aus schwarzem Schellack.

Enrico Ingannamorte soll einen Tenor haben, nein, einen Bass soll er haben, man wird ihm zuhören, meinem Sohn, wenn er singt im Kirchenchor, man wird ihm zuhören, wenn er spricht, man soll ihn lieben, meinen Sohn. Und reich wird

er werden und für Gerechtigkeit kämpfen und ein gutes Leben haben in der Neuen Welt. Und ich werde ihn begleiten, wenn er es will und wenn ich kann, ich werde ihm ein Haus bauen und da sein, wenn er mich braucht. Deine Mutter hat vielleicht andere Namen für dich, aber ich möchte, dass du Enrico heißt. Du wirst in die Schule gehen und im Meer tauchen, vielleicht wirst du einmal einen Schneeball auf die Nase bekommen, hoch oben im Norden, da schneit es oft meterhoch im Winter, ich war einmal dort, mein Sohn, das ist lange her. Du wirst der Liebe begegnen und Kraft brauchen und loslassen lernen. Du wirst die Welt bestaunen und vor ihr zurückschrecken, du wirst Verantwortung übernehmen und du wirst sehen, dass Unglücke an allen Ecken und Enden lauern, und ich werde dich lehren, frohen Mutes weiterzuschreiten und deinem Schutzengel zu vertrauen. Und du wirst lieben, ja lieben wirst du und selber Söhne zeugen. Du wirst ein ganz wunderbarer Mensch, und ich möchte dir in die Augen schauen. Ich möchte dich Kind sein lassen, entschuldige bitte, die Zeiten sind andere geworden.

Das Herz klopfte Giuseppe, es klopfte so sehr, dass er sich strecken musste und den Gedanken zu verscheuchen versuchte, was es denn wirklich war, das ihn in Aufregung versetzte. Giuseppina war nicht die erste Frau, der er sich näherte. Er wusste, was geschehen sollte, und er hatte gelernt.

Giuseppina hatte sich bedächtig angezogen, die Falten ausgestrichen, die Knöpfe an den Handgelenken verschlossen. Sie nahm die Heilige Schrift aus der Tasche, die sie zur ersten Kommunion bekommen hatte. Vor Jahren schon hatte sie sich angewöhnt, das Buch zu öffnen und dort zu lesen, wohin der Blick ihr fiel. *Und wenn ich alle meine Habe den Armen schenkte und wenn ich meinen Leib hingeben würde, um Ruhm zu gewinnen, und hätte die Liebe nicht, so würde mir's nicht nützen.* Das seidene, etwas schütter und fransig gewordene Bändchen, das weiter hinten zwischen den Blättern steckte, zog sie vorsichtig heraus, legte es auf die aufgeschlagene Seite, klappte das Buch aber nicht zu, sondern legte es geöffnet unter die Bettstatt. Lange war dort nicht mehr gekehrt worden, bemerkte sie, als sie sich vornüberbeugte, um das Buch mit der Hand noch weiter hineinzuschieben. Doch für heute war das Zimmer gut und für morgen hatte Giuseppe schon etwas gefunden, noch einige Stunden von hier entfernt, aber nahe dem Meer, hatte er gesagt. Den Strumpf würde sie davor noch stopfen müssen, aber morgen hatte sie Licht und Zeit, und Faden und Nadel hatte sie dabei.

Sie betupfte die Stirn mit Weihwasser, das sie am Morgen noch von dem Pater mit auf den Weg bekommen hatte, es war still gewesen und schlicht und ohne Zeugen, dann legte sie sich leise aufs Bett, die Arme auf der Brust gefaltet, ihre Großmutter hatte man einst so aufgebahrt, fiel ihr jetzt ein.

Wie wird es sein, an das ich so oft dachte? Wie wird es sein, wovon die Mädchen am Brunnen sprachen? Wird man es sehen, an meinen Augen, wird es schmerzen? Die Mutter hat immer gesagt, man würde es erkennen an dem Blick,

wenn ein Mädchen kein Mädchen mehr war. Wird man es sehen, auch wenn ich verheiratet bin? Ich werde immer bei dir sein, Giuseppe, ich werde immer mit dir gehen, ich werde immer auf dich warten, ich werde auch hinter dir gehen, aber lieber neben dir, wenn du es erlaubst. Ich liebe dich. Bitte Gott, lass mich sterben, vor ihm.

Links und rechts schwer duftende Blumen, viel Rauch im Zimmer und wenig Luft, die Augen geöffnet, am Grab erst hatte der Großvater die Augen der Großmutter geschlossen, bevor man den Deckel über ihren Körper schob, und über den Sarg dann die schwere Platte. Er selbst hatte sie waschen wollen und anziehen, das war ungewöhnlich gewesen und es hatte ihn mitgenommen. Bewegunglos lag Giuseppina und wartete auf ihren Mann. Das Leben ist nicht weit weg vom Tode, dachte sie und dankte der Großmutter im Himmel, dass sie sich an sie erinnert hatte. Und die Seelen der Verstorbenen bat sie, stets bei ihr zu sein. Allerseelen war ihr immer wichtiger gewesen als das Fest der Heiligen. Sie freute sich, als es endlich geschah.

*8. Dezember 1927*

*Als Magdalena Vonbun ihr zweites Kind gebar und Kreszenz Strumpfhöner die kleine Johanna zur Taufe trug.*

(...)

*24. September 1939*

*Als Luigi und Angiolina Esposito im Norden blieben, um etwas für die Heimat zu tun*

(...)

*6. November 1939*

*Als der kleine Luis ertrank und der Vater entschied weiterzuziehen*

(...)

*1. Mai 1940*

*Als Seppl und Rosina Strumpfhöner in den Wolken lasen*

Die Blätter der Birken schlugen noch heftig aufeinander, das Wasser hing an ihnen und hielt sich fest, bis die Schwerkraft es brach, das Gras, die Ähren lagen flach, als hätten sie sich zum Schlafen gelegt. Das erste Sommergewitter war vorüber, die Wolkendecke brach auf. Der Wind hatte sich beruhigt, es dampfte nach Feuchtigkeit und es duftete nach Nadeln und Erde und Holz, es duftete nach Leben und Moder und Sauerteig, es war, als hätten sich die Sabbat haltenden Hexen verzogen.

So dunkel war der Himmel zuvor geworden und so schwer die Wolken, dass Kreszenz glühende Kohle aus dem Ofen genommen hatte, ins Rauchfass gebettet, etwas Olibanum darüber gebröselte und damit hinaus war, ihr Land in heiligenden Duft und Nebel zu legen, Weihrauch gegen die Wetterfront. Jetzt waren die Berggipfel klar und nah und aus jedem Tal, aus jedem Krater kroch Nebel und löste sich im Pastell. Seppl lag mit seiner jüngsten Schwester Rosina am Abhang, sie hatten Sauerampfer zwischen den Zähnen und betrachteten die Wolken, es war nach den alten Kalendern der Beginn der warmen Jahreszeit, der Stichtag zwischen der Tag- und Nachtgleiche des Frühlings und der Sommersonnenwende. Weiß waren die Wolken wie der Rauch aus Großmutter's Pfeife. Das Nass, das durch die Hosen, den Kittel, durch den Loden hindurch aus der Erde bis zur Haut sich saugte, merkten sie nicht.

Ich möchte fliegen, ich möchte mich nicht mehr spüren, ich will fliegen können und nicht fallen, wie Wolken schweben. Wie wird die Welt da oben aussehen, was ist jenseits des Nebels. Hügel, Türme, Schlösser, Luftschlösser. Träume. Ich will fliegen, kleine Rosina, kommst du mit mir, ich werde fliegen, auch wenn es der Krieg ist, der mir das Fliegen schenkt.

Schau ein Hund, sagte da Rosina und deutete hoch hinauf. Ein wolliger Hund, bejahte Seppl und begann zu suchen. Da ein Monster, ein Ungeheuer mit einem großen Maul, ein Schaf, ein Fisch. Sag Wolke, sagte er zu Rosina. Wolte sagte sie: Rosina kannte schon viele Worte, aber das g und das k konnte sie nicht. Sag Kuh, sagte Seppl, Tuh sagte Rosina.

Woltenballen, Woltentürme, Woltenhäuser, Woltenstraßen, Woltenflüsse, Woltenseen, Woltentreuze, Woltentotentöpfe, Woltenterzen, Woltentnödel, Woltenmus, Woltenhühner, Woltenvötel, Woltenhunde, Woltentermteit, Woltenschleier, Schleiertanz, Hexenleich, Engelsfedern.

Da muss es schön sein, da oben, dachte Rosina.

Es war das erste Mal während des Krieges gewesen, dass sie ein Flugzeug gesehen hatte.

Ein Ozeandampfer wie auf der Postkarte in Großmutter's Zimmer, ein Feuerdrache mit großem Maul, ein zum Ausnehmen aufgehängtes Reh, ein Schwan. In Windeseile, gleich verweht.

Seppl hatte die ganze Zeit seinen Arm so liegen, dass sie ihren Kopf darauf lassen konnte und hochschauen, warm und weich. Die Hand war ihm eingeschlafen und er presste die Augenlider aufeinander, als es im Arm zu stechen begann, und er bewegte ihn nur unmerklich, um Rosina nicht zu stören in ihrem Traum mit offenen Augen. Der Einberufungsbefehl war schon da, bald war die Zeit gekommen. Bis dahin will ich noch täglich mit Rosina hinauf in die Wolken schauen, dachte er. Sie dachte an Murneln und Puppen und Pilze und stinkende Morcheln und Räuber und Feen und Hölle und Himmel.

Er dachte an Weite und Weggehen und kein Gewicht haben und an einen Vater, den er nicht kannte, und eine Mutter, die er liebte, und einen Vater, den er nie enttäuschen wollte.

In der Ferne mähte ein Bauer frisches Gras, einen Rücken voll für seine Hasen. Er mähte mit der Sense von oben nach unten, gebeugt von der Arbeit.

Aus den Ähren wird Schrot und Korn gebrochen, mal ist es fein, mal ist es grob. Der Sensenmann gibt Tod und auch Leben, in sechs Monaten ist Allerheiligen, dachte Seppl, da stirbt die Kraft der Sonne, da wird der Winter wieder König. Und Rosina stand auf wie schlaftrunken, weil sie merkte, dass ihre Kleider feucht waren von Maitau und Regen.

Am Abend, als die Mutter den Ofen einheizte, um nasse Tücher darauf zum Trocknen auszubreiten, als sie den Ofen einheizte, da es unsicher war, ob das Wetter halten würde, und sie die Wäsche der Nachbarin gewaschen hatte, die ihr achttes Kind zur Welt gebracht hatte, als die Tücher auf dem Ofen zu dampfen und zu rauchen begannen und Rosina schon meinte, es würde gleich brennen, erklärte ihr Seppl, warum es dampft, warum es regnet und wie Wassertropfen zurück in den Himmel steigen. Er erklärte ihr, wie Wolken entstehen. Und Träume.

*17. August 1942*

*Als Pfarrer Dominikus Schrott der Obrigkeit ein Kreuz legte und das Zeitliche mit dem Ewigen tauschte*

*9. September 1943*

*Als das Schaubild des einen mit dem Konterfei des anderen ausgetauscht wurde und Rosina Geburtstag hatte*

(...)

*3. Dezember 1943*

*Als Tresl das Schädelmalen sein ließ, um Geschichten für Kinder zu erzählen*

(...)

*7. Juli 1944*

*Als das Stammeskind Moshe über die Wüste zu laufen begann, weil ihm das Gehen zu langsam ward*

(...)

Nomaden waren gekommen, sie tauschten Felle und Fleisch und Schmuck gegen den Reis und die Hirse, die die Frauen am Flusse anbauten. Datteln nahmen sie mit und Taschen mit Teeblättern, sie tränkten das Vieh und stärkten sich selbst an dem Wasser, das durch das Dorf floss und sich in sanften Mäandern einen Weg zum großen See bahnte. Sie blieben nicht lange, zogen

weiter, wie sie gekommen waren. Nomaden haben keine Orte, sie begraben ihre Toten dort, wo sie sterben, sie errichten ihnen Hügel aus Steinen und folgen dem Grün, das dort sprießt, wo es geregnet hat, sagte Moshes Vater, sie sind noch nie bei uns gewesen, ich habe von den umherziehenden Völkern gehört, aber ich habe sie hier noch nie gesehen. Vielleicht sind es die Kämpfe weit weg, von denen sie berichtet haben, oder sonst etwas ist anders geworden, das sie hierher kommen ließ, vielleicht wollen sie sich auch niederlassen.

Moshe wäre gern mit ihnen gewandert, es waren schöne Menschen und groß waren sie, und er wollte sehen, was dahinter war, hinter den schwarzroten Bergen, die zu Mittag glühend heiß waren und wie glattpolierte ölige Häute im Sonnenlicht flackerten.

Er wollte wissen, ob es stimmte, dass es Gegenden gab, in denen der Sand noch röter war und feiner, ob es stimmte, dass es Orte gab, an denen ein Haus neben dem anderen stand und Menschen darin lebten, die nicht dunkel waren, die weiß waren und rosa im Gesicht, die wussten, wie man die Mücken abwehren konnte und die Fliegen, die ihn abends manchmal nicht einschlafen ließen. Er wollte wissen, ob es stimmte, dass man dort Lichter einschalten konnte am Abend, wenn es dunkel wurde.

Es stimmte, dass in der Stadt, die diesem Dorfe die nächste war, wenn auch noch weit genug entfernt, ein weißrosa Mann saß und einem anderen erklärte, dass die Menschen hier direkte Nachfahren von den Affen seien, dass sie deshalb nicht fähig wären, Türschnallen zu drücken, dass sie sie umklammern würden wie die Äste von Bäumen.

Es stimmte, dass in der Stadt, die diesem Dorfe die nächste war, ein weißrosa Mann saß und erzählte, dass die Menschen hier direkte Nachfahren von den Affen seien, deshalb wären die Ohren nicht auf der Höhe der Augenbrauen, deshalb auch würden sie sich die Nase mit dem Unterarm reiben, deshalb seien die Arme länger als bei unsereiner und ihre Füße platt. Wir, so sagte er, sind von einer anderen Spezies, wir können uns viele Sachen gleichzeitig merken, jene immer nur eine.

Ob dies stimmt, das fragte sich Moshe nicht, da er noch nicht wusste, dass es Menschen gab, die so dachten.

Moshe war ein besonderes Kind. Seit er einmal Flugzeuge am Himmel kreisen gesehen hatte und zwei messerscharfe Schleifen ziehen über ihren Köpfen und in der Ferne auf weiter Fläche aufsetzen, seit ihm der Vater verboten hatte dorthin zu laufen, wo Gebläse und Propeller den Sand aufwirbelten, seit der Vater den Kindern verboten hatte, dorthin zu laufen, weil niemand wusste, was das war und sollte, trug er den Lärm der Maschinen in seinen Ohren, wollte er Kreise ziehen und abheben, wollte er wissen, wie sich die Schnelligkeit anfühlt und das Fliegen.

Es war das erste Mal während des Krieges gewesen, dass er ein Flugzeug sah. Da er es nicht vermochte, das Fliegen, begann er zu laufen, über Dünen zu laufen und zu springen. Moshe lief immer, er ging nicht, wenn er ging, er lief, weil das schneller war und das Gehen ihm zu langsam. Gehen würde er wieder,

wenn er fortgehen würde. Das nächste Mal würde er mit den Nomaden ziehen, über die schwarzroten Berge, zumindest bis zur nächsten Stadt.

*11. November 1944, St. Martin*

*Als der Postbote abends kam und Rosina beinah vergaß, das Brot für die Knödel zu würfeln*

Zufällig sah Rosina aus dem Fenster, als der Postbote kam. Ohne sie anzublicken, tauchte er das Taschentuch in den Brunnen, wrang es aus, führte es langsam über Nacken und Stirn, beugte sich dann und trank. Ein Paket habe er dabei, sagte er, noch schluckend, und sah sie an. Ein Kleid trug sie, das schon die Schwestern getragen, zu kurz war es geworden und die Knie waren nackt und zu kalt hatte sie plötzlich und drückte das eine Bein eng an das andere. Ein Paket.

Der Bruder hatte versprochen, ihr Geschenke zu schicken aus der Ferne, wo auch immer er war, und ein ganz besonderes zu ihrem Geburtstag, hatte er versprochen, und der Geburtstag war schon lange vorbei, so trat Rosina nahe an den Boten, näher als sie es wohl durfte. Ob denn sonst niemand zu Hause wäre, fragte der Bote, den sie zuvor noch nie gesehen hatte. Es schüttelte sie am ganzen Körper nun vor Kälte, zwei Schritte zurück machte sie, die Eltern sind fort, sagte sie, und Kreszenz, die Großmutter, war im Bett geblieben heute, es war ihr schwindelig gewesen, der Kopf schmerzte ihr, da sie vor Tagen über die Treppe gerutscht war, ein Schleier habe sich über ihre Augen gelegt. Den Doktor wollte sie die Wunde nicht nähen lassen, er hätte ihre Haare rasiert am Hinterkopf und der Zopf, das wusste sie, würde nie mehr so lange wachsen. Bis über das Gesäß reichten der Nandl die Haare, wenn Rosina sie ihr aufflechten durfte und die Großmutter sie wusch, dann half Rosina sie kämmen, weil der Alten die Schultern schmerzten und sie am Rücken nicht mehr hochkam mit den Armen. Stets hatte sie einen Zopf, mit dem sie auch schlief, und diesen hatte sie zu einem Gunggl geflochten und unter einem Netz gebändigt. Von kurzen Haaren hielt Kreszenz Strumpfhöcker nichts.

Eine Fliege saß der Großmutter vorhin auf den Lippen, als Rosina nach ihr sah, sie hatte die Augen geschlossen, sie schlief aber nicht und hatte die Kraft nicht, sie zu verscheuchen. Der Mund war leicht geöffnet, der Kopf seitlich, etwas Speichel floss über das Kinn. Rosina tupfte ihr das Gesicht, die Wimpern der Großmutter zitterten leicht, die Fliege setzte sich wieder, wo sie gesessen war, als Rosina das Zimmer verließ.

Es hatte noch nicht bis herunter geschneit, und so waren sie mähen, die Eltern, Sepp, der Bruder des Bauern und Knecht, die Schwestern, mähen, was im Herbst noch gewachsen war. Das sei ein Wetter heuer, sagte darauf der Bote, und so etwas zu Martini, der hat nicht nur seinen Mantel geteilt, dachte er bei sich, er hat auch einen Toten erweckt. Am Abend werde man wieder von Haus zu Haus ziehen mit der Laterne, sagte Rosina, das könne man ja auch noch später tun, die Tage sind nicht mehr lang, es wird früh Abend.

Sie hatte soeben das Brot in Quadrate zu schneiden begonnen und hatte noch nach den Hennen zu sehen. Sie müsse da unterschreiben, sagte der Postbote, und sie begann ihren Namen zu malen, da ihr Name doch jetzt eine Unterschrift sei, stolz und verunsichert malte sie ihn mit allerlei Kringel, und eine Kälte schüttelte sie, die auch Hitze sein konnte, und sie fragte, ob das denn gut sei so und ob er denn auch den zweiten und dritten Vornamen brauche, den der Großmutter und den einer Tante. Der Nachname würde reichen, sagte der Postbote, und das solle sie dem Vater sagen, dass der Pfarrer am Abend kommen würde, und das sei jetzt schon in Ordnung so, und grüßte und ging. Sie wischte die Krümel vom Tisch in die Schüssel, stellte das Paket auf den Tisch und rückte den Stuhl dazu, wollte es aufmachen und tat es nicht.

Ein feiner Faden zog sich von der Tanne vor dem Haus bis hinüber zum Birnbaum, mit dessen getrockneten Früchten sie die Weihnachtskrapfen füllten und der krumm gewachsen war und schon seine Blätter verlor. Es war ein warmer Tag und Rosina hatte die kleinen Fenster geöffnet, damit die Wärme das Haus durchziehe und trockne, was im Winter klamm wurde und kalt. Kreszenz feuchten Strohsack von der Nacht hatte sie auf die Bank vor das Haus gelegt und ihr einen neuen gegeben, ein Specht klopfte und eine einsame Elster schlug sinkend die Flügel, bläulich leuchtete ihr Schwarz. Der Faden erzitterte leicht im Wind und Rosina fragte sich zum wiederholten Male, wie eine Spinne das fertig brächte, einen Faden von hier nach dort zu spinnen, sie könne ja nicht fliegen und auch hüpfen könne sie nicht.

Es stand nicht ihr Name auf dem Paket, Johann Strumpflohn stand da, und nicht der Bruder Sepl hatte den Namen geschrieben, so viel war gewiss. Auch wurden die Briefe stets gemeinsam geöffnet, beim Mittagstisch, meist zuvor oder gleich danach, wenn die Mutter abgetragen hatte und die Großmutter mit dem Lappen die Platte gewischt. Mittag aber hatten sie schon gegessen, bald war Zeit für das Abendbrot, der Bote war spät gekommen heute und er war sogar heraufgekommen, bis hierher zum Hof. Meist ließ er sie unten, die Post, beim Wegkreuz, in einem vom Vater gezimmerten Kasten.

Lange blieb sie sitzen und malte sich aus, was darin sein könnte, eine besondere Sendung, und deshalb so spät, ein Paket, nicht etwa ein Brief. Die versprochene Puppe des Bruders vielleicht, oder Himmelgottwärmöglich eine Ansichtskarte aus Afrika und irgendetwas, das es hier nicht gab und vielleicht dort. Auch Schokolade konnte es sein; oder ein Bilderbuch. So ein Buch aus Afrika hatte sie einmal gesehen in der Schule, ein Buch mit Soldaten mit hellen Hüten und mit Tieren, mit Elefanten und Affen, die Bananen schälten und aßen. Da gab es andere Früchte als hier, in Afrika, und zu gern hätte sie gewusst, wie Bananen wohl schmeckten.

Rosina vergaß darob, weiter den Laib zu schroten und nach den Hennen und Eiern zu sehen. Sie wiegte das Paket hin und her auf dem Rock zwischen den Knien und schüttelte es und versuchte am Poltern zu erkennen, was der Inhalt wohl sei. Lange saß sie und sah aus dem Fenster. Die Ferner waren zum Greifen nah, fast konnte sie die Gletscherspalten sehen. Erst als der Vater kam mit

frischem Gras am Rücken und sagte, die Mutter würde auch gleich da sein, spürte sie, dass es kühl geworden war und der Wind das Wasser im Brunnen zu Wellen warf. Ein Paket ist gekommen, rief Rosina, Vater, ein Paket. Einen kurzen Blick nur warf Johann Strumpfhöner darauf, du kannst es aufmachen, sagte er und bürstete sich Kletten und Stroh von den Hosen; mach es ruhig auf, sagte er, da sie zögerte, und stellte die verbeulten Schuhe vor die Tür, und leg es dann auf die Kredenz, sagte er noch, schließ aber die Fenster zuvor, es wird kalt. Eine Wolke schob sich in der Ferne vor das Wetterkreuz, der Vater murmelte etwas und verschwand mit Rechen und Sense um die Ecke. Der Pfarrer will heut noch kommen, rief Rosina ihm nach.

Vorsichtig schloss sie die Fenster, warf zwei Scheit auf die Glut im Ofen, setzte Wasser auf und überlegte, was noch zu tun sei, als ob sie den Moment auskosten wolle, den Moment der süßen Überraschung. Dann aber zerrte sie an den groben Bändern, sie waren steif und feucht und schwer, sie ging in die Küche, öffnete die linke Schublade der Kredenz und nahm das Messer heraus. Sie schnitt das Band durch und öffnete vorsichtig das braune Papier, eine Schachtel darin, sie zerrte den Deckel hoch, das Soldbuch des Bruders. Und Briefe gebündelt, die Uhr des Onkels und die Zeichnung, die sie ihm einst irgendwohin geschickt, den Hof mit den Hennen davor und dem Kirchturm im Tal. Noch ein Brief lag dabei, auf einer Maschine getippt, den legte Rosina beiseite. Das Bild des Bruders sah sie sich an, mit den schwarzen Locken und den dunklen, warmen Augen, dann ordnete sie alles zurück in die Schachtel, sah der Fliege zu, die erfolglos durch das Fenster wollte, und immer und immer wieder anflog, und sie setzte sich hin, das letzte Brot endlich in Würfel zu schneiden.

*18. Jänner 1945*

*Als der Soldat erfahren durfte, was Heimkehr war und Glück bedeutete*  
(...)

*30. März 1945*

*Als Judith überlebte und in Asche und Staub das Gefühl wiederfand*  
(...)

*10. Juli 1945*

*Als Peregrin den Blick der Mutter spürte und über die Grenze ging*  
(...)

*27. Juli 1946*

*Als Johanna zu Besuch kam und Gott sich anschickte, Maria zu holen*  
(...)

*28. Februar 1947*

*Als Peregrin wieder auszog und die Mutter ihn den Schutzengeln empfahl  
(...)*

*18. September 1949*

*Als die Glocke das letzte Mal geläutet ward und Peregrins Heimat im See  
versank  
(...)*

*9. November 1949*

*Als Moshe zu gehen beschloss, weil ihm Neues notwendig schien  
(...)*

*11. August 1950*

*Als Peregrin mit Klara auszog, um den Segen zu erbitten  
(...)*

*6. April 1953, Ostermontag*

*Als Giuseppina und Giuseppe Ingannamorte sich nochmals trauten  
(...)*

*18. Juni 1956*

*Als Enrico Ingannamortes Leben mit dem Zwölfuhrläuten neu zu schwingen  
begann  
(...)*

*23. Februar 1958, Holepfannsonntag*

*Als Enrico mit Rosina ging den Winter austreiben und den Frühling locken  
(...)*

*20. Jänner 1960*

*Als Angiolina ein Auge zudrückte und ihren Mann Luigi mehr trinken ließ, als  
der Gesundheit zuträglich war  
(...)*

*14. Februar 1960*

*Als Peregrin das Wandern hinausschob, um auf die Ankunft des Sohnes zu  
warten  
(...)*

*20. August 1961*

*Als die Tschugguels sich zum Familienfeste trafen*

(...)

*24. Juli 1964, St. Christophorus*

*Als Genoveva am Tag der Autoweihe erfuhr, wer ihre Mutter war*

(...)

*11. September 1965*

*Als Rosa und Genoveva über den Pass fahren, um ihre Kindheit zu suchen*

(...)

*Dienstag, 1. Juli 1969*

*Als Johanna nach Hause fuhr, um ihre Tochter zu entbinden*

(...)

*24. Dezember 1970, Heiligabend*

*Als Enrico gar nicht in Erwägung zog, Rosinas Gebäck zu essen, und die Nacht mit den Toten verbrachte*

Seine Hände kneteten an der Zuckertüte, bis die Kristalle das Papier löcherten und es riss. Er ging langsam durch das Dorf, spähte durch die Fenster. Die Finger klebten und es war ihm, als läge etwas Zähes auf seiner Brust. Möglicherweise war es eine Erkältung, die ihn nun anzufallen drohte, da er zwei Tage dienstfrei hatte. Vor dem Stadel eines Hofes war der Schnee rot. Vor wenigen Tagen hatte hier der Bauer ein Schwein geschlachtet. So laut geschrien hatte es, dass Enrico nahezu unverrichteter Dinge von seinem Friedhofgang nach Hause kehrte und die Holzläden seiner Fenster schloss. Er wohnte nicht mehr in der Pension, in der er die ersten Jahre verbracht hatte. Er hatte ein Stockwerk bezogen oberhalb der einzigen Handlung im Dorf, mit eigenem Aufgang und eigenen Blumen am Fenster. Mehrmals war er gefragt worden, ob er eine Versetzung wünsche, mehrmals hatte er abgelehnt, dann hatte man beschlossen, es ruhen zu lassen. Enrico Ingannamorte war ein Glücksfall für den Staat und für das Dorf.

Wenn ein Schwein geschlachtet wird, das hatte ihm einmal eine Bäuerin erklärt, dann geht es nicht nur ums frische Fleisch, noch wichtiger sei das Schmalz, alles Fett würde deshalb vom Fleisch abgelöst, auch wenn es dann nicht mehr so saftig sei, für das Mus brauche man es, das man jeden Morgen aß zum Frühstück, Brennsuppe und Mus, für den Sterz im Ofen, vor allem aber für die Bratkartoffeln.

Am Abend, als er die Läden und das Fenster wieder geöffnet hatte, da er sich auf das Einheizen noch immer nicht verstand und eine atemlähmende Rauchwolke aus dem Ofen qualmte, hatte er gehört, wie der Bauer die Kinder Blutrühren hieß, wie ein Kind sich falsch angestellt hatte, wie der Vater zu schimpfen begann und den Kindern ein wurstloses Weihnachten androhte. Eine

Blutwurst hatte Enrico im vergangenen Jahr geschenkt bekommen, er hatte sie unter einen Strauch gesteckt und gehofft, die Hündin des Nachbarbauern würde sie finden, die zu ungewohnter Zeit läufig geworden war und seit Tagen zusammengerollt vor der Eingangstür lag und vor Bauchschmerzen und Einsamkeit weinte.

Sein Nachbar brüllte viel mit den Kindern und unangenehm war das Enrico und er hatte schon begonnen, sich nach einer neuen Bleibe umzuschauen, um seine Ruhe zu haben vor der Wortgewalt, als die Bäuerin eines Nachts schrie und jaulte vor Schmerzen und weinte, da war Enrico zum Dorfarzt gegangen und hatte es ihm erzählt und der Dorfarzt hatte sich bedankt und gemeint, das sei Enricos Sache nicht, das müsse sich die Frau mit dem Manne selbst ausmachen, das sei die Sache eines Finanziers nicht. Kurz darauf wagte die Bäuerin nicht mehr, Enrico anzusehen, und ging geschlagen an seinem Haus vorbei, und Gsindel, sagte der Bauer, wenn er ihn sah und verpasste keinen Moment, der Hündin einen Fußtritt zu erteilen.

Ohne es zu beschließen ging er auf seinen Friedhof, der Himmel war sternenklar, der Mond schob sich soeben hinter den Bergen hervor, wenn man ihm zusah, konnte man spüren, wie schnell die Erde sich drehte.

Die Überzeugung, dass der Friedhof ein wenig der seine war, hatte ihn noch immer leicht gemacht und froh. Heute war er hell erleuchtet, auf den Grabhügeln steckten unzählige Kerzen, nach links geneigt und nach rechts, kaum eine stand gerade, es war warm gewesen in den vergangenen Tagen und der Schnee verharscht. Windstill war es und ruhig flackerten die Flammen. Am Grab des Fremden stand keine Kerze. Rosina würde es ihm verzeihen und ihn verstehen, wenn er die Möglichkeit haben würde, es ihr zu erklären. Vom Grab ihres Vaters nahm er ein Windlicht, so viele standen dort, selbstgegossen und gekauft, eine einzige würde hier nicht fehlen. Eine kleine Mulde kratzte er aus mit bloßer Hand, biss sich auf die Fingerspitzen mit den warmen Zähnen und genoss den Schmerz, stellte die Kerze aufs Grab. Wer der Mann wohl gewesen sein mag, den man gefunden hatte am Ufer des brüllenden Sees, fragte er sich, wer sein Grab dereinst pflegen würde, würde er jetzt sterben, hier, wo alle unter sich bleiben und feiern und niemand mit ihm. Seit Jahren hatte er am Holepfannsonntag seine brennende Scheibe mit dem stets selben Wunsche ins Tal geschlagen.

Beim Schnapstrinken gestern in der Bar, da hatte er noch zwei Runden ausgegeben, da in zwei Tagen, morgen inzwischen, sein Geburtstag war. Ein Achtmonatskind sei er gewesen, manche meinten, dass es Glückskinder seien, die auf die Welt kommen, bevor man sie erwartet. Doppelt Glückskind, der 25. Dezember anno 1927 war auch noch ein Sonntag gewesen.

Gestern Vormittag hatte ihm Rosina einen Teller mit Lebkuchen auf die Station gebracht. Ein weißer Keramikteller mit weichen, in eine Leinenserviette gehüllten Lebkuchen. Pan pepato, panforte, die Übersetzungen, die er im Wörterbruch fand, trafen den Sinn dieser Kekse nicht, pan di vita, Lebensbrot, das würde es eher treffen, Leben, leben mit einer Frau, für sie. Ob es nur eine

Geste gewesen, oder war es mehr, er konnte es nicht wissen und würde sie in einer Schachtel aufbewahren, essen würde er sie nicht. Und den Teller würde er nach den Feiertagen zurückbringen.

In der Bar hatte ihm Rosinas Schwager auf die Schulter geklopft. Wird schon werden, hat er gesagt, und Enrico Ingannamorte begann unter der Kopfbedeckung zu schwitzen, nahm sie ab und strich sich durch das Haar, dessen Wurzelansatz feucht war und seine immer noch dunklen Locken nach oben stellte.

Rosinas Schwager hat viel gesehen, ein peregrino, er könnte ihn einladen zu sich nach Hause, hinunter in den Süden, wo sein Papà uralt geworden war und Schwestern und Brüder nicht aufgehört hatten, Ausschau zu halten nach einer Verlobten, damit er endlich heimkehre in die alte Provinz.

Drei Wochen lang könnte Peregrin da unten auch Messer schleifen und Schirme richten, auch wenn es Schirme da unten kaum brauchte, er könnte Saatkartoffeln mitnehmen und Tomatensamen, auch wenn Tomaten hier heroben kaum wuchsen, er könnte noch andere besondere Samen finden, solche, die man nicht weitläufig verstreute, solche, die man pflegte, die im Gemüsebeet aufgingen, neben dem Haus am Rande des Ackers. Er könnte ihm zuhören auf der langen Fahrt hinunter, und er könnte mit ihm reden die lange Fahrt hinauf. Enrico vermisste einen Freund, mit dem er reden konnte, nicht über Politik und Steuern und Ungerechtigkeiten, nein, über das Leben in ihm, über Gefühle, das Saatgut des Lebens.

Man hatte ihn schon lange nicht mehr gefragt, daheim im Süden, warum er nicht zurückkehre, man hatte ihm schon lange nicht mehr gesagt, im Norden, dass er zurückkehren solle, man akzeptierte ihn da wie dort, wie einen der fremd geworden war und einen der fremd blieb, der hilfsbereit war und gar nicht ungut war und freundlich, wäre er bloß nicht aus dem Süden gekommen, wäre er bloß nicht in den Norden gegangen.

Einige aber hatten ihn ganz still in ihr Herz geschlossen, so dass Enrico selbst es kaum merkte, oder so tat, als würde er es nicht merken, da es ihn gerührt hätte und da er sich inzwischen daran gewöhnt und daran auch Gefallen gefunden hatte, der Andere zu sein. So mochte ihn der Pfarrer sehr gerne, der auch nicht von hier war, sondern aus einem ganz anderen Tale, in dem Wein angebaut wurde und die Menschen reich und begütert waren. Mit ihm spielte Enrico Schach, mit ihm unterhielt er sich gut, aber eben nicht über Gefühle.

Von den Gehältern seines zweiten Arbeitsjahres hatte sich Enrico eine Ziehharmonika gekauft, keine große, eine rote mit zweiunddreißig Knöpfen und sechzehn weißen und zehn schwarzen Tasten. Er übte viel, täglich übte er, wie fleißige Spinnenbeine suchten seine langen schmalen Finger den richtigen Ton. Einmal hatte sich Enrico spielend vor den Spiegel gestellt und war ganz fasziniert gewesen von den wie losgelassenen fröhlichen Händen. Wie kleine Zappelmänner, jeder Krabbelfinger voll Leben. Als die Hündin des Nachbarn zu jaulen begann, weil sie das Ziehharmonikaspield genauso wenig mochte wie die Zwölf-Uhr-Sirene, die nach Luftangriff klang und der Bevölkerung bedeuten

sollte, dass es Samstagmittag sei, ließ er es bleiben und musizierte still. Nur einmal noch, Jahre später, sollte er voller Kraft in die Tasten greifen, dass alle es hörten, dass er lauter war als die Hündin, da er anders nicht konnte, als alle teilnehmen zu lassen an dem Glück, das er spürte.

Gestern hatte es einen riesen Tumult gegeben im Dorf. Der aufgeweckte Sohn des Wirtes hatte im Süden seine Militärzeit verbracht und sich wohl richtig verliebt. Im Herbst sei er wieder heraufgekommen, zwei Briefe in der Woche, das erzählte man auf dem Postamt, hatte er hinuntergeschickt, Giulia Malatesta stand auf dem Kuvert, Signorina Giulia Malatesta. Vor ein paar Tagen war sie ins Dorf gekommen und hatte sich im Gasthof das kleinste Zimmer genommen, heiraten wollten die zwei, so schnell wie möglich. Da war eine Stimmung seit Tagen wie fröhlich, wenn die Zikaden zirpen. Man schaute unverhohlen und hätte gern gesehen, wie sie aussah, ob sie dunkel war und feurig, wie die Frauen des Südens wohl waren, man hatte draußen zu tun, im Vorgarten, auf dem Kirchplatz, obwohl die Weihnachtszeit ganz anderes verlangte. Und gestern platzte dann die Sensation wie ein alter Schlauch, der dem Druck des Wassers nicht mehr standhält. Giulias Vater stand mit einem Male da, um sie zu holen, da gingen Gläser kaputt in dem Gastlokal, und er brüllte am Kirchplatz und Enrico war mittendrin, als Übersetzer eher denn als Finanzier. Erst die Carabinieri konnten den Vater beruhigen. Ein Bräutigam warte schon zu Hause, sagte der Vater, sie könne nicht einfach gehen, wann es ihr passe, eine einzige Unschuld nur habe sie, ihr natürliches Pfand für eine standesgemäße Zukunft, unbezahlbar, und wenn einmal, dann für immer verloren, und sie sprachen in einem Dialekt, den niemand verstand. Es war Enrico sonderbar vorgekommen, hier, in diesem Dorfe, wo Dohlen kreisten und Tag und Nacht das Muhen der Kühe nicht verstummte, wo blutrote Blumen in kleinen Vasen steckten, mit rostbraunen Blättern, die die Größe von Fingernägeln von Kindern hatten, wo Blumen die Tische im Gasthaus zierten, die den Norden und die Höhe und Kälte mochten, es war ihm komisch vorgekommen, hier in seinem Dialekt zu sprechen und es wäre ihm peinlich gewesen, hätte Rosina ihn gehört.

Der Vater war dann wieder abgefahren, als die Tochter sagte, sie habe keine Unschuld mehr, sie habe sich vom schweren Hort befreit, diese Tochter sei nicht mehr die seine, hatte er noch gesagt, sie brauche nicht wiederkommen, eine Zigarre hatte er noch dem Finanzier geschenkt, was die Wirtsleute ihrem Sohne gesagt haben, das wusste Enrico nicht. Was schlecht sein sollte an dieser Bindung, darüber dachte er nach, was zwei Menschen eindicke und haltbar mache wie Zucker und Zitrone die Marmelade.

Als das Taxi endlich gekommen war und Giulias Vater wieder gefahren, da war Enrico bald nach Hause gegangen, um zu musizieren. Er suchte die Tarantellas aus den Packen Noten heraus und übte die schwierigen Akkorde wieder und wieder. Er tat sich schwer heute, im Rhythmus zu bleiben, meist musste er Luft holen, bevor ein Takt zu Ende war, das Öffnen des Faltenbalsgs machte ihm Mühe, mit dem Schließen war er zu schnell.

Und besonders leise spielte er heute. Giulia war dem Manne einfach hinterhergereist, um bei ihm zu sein, und er hatte die Seine vor der Haustüre fast und traute sich nicht.

Man muss das Leben auch ergreifen, dachte er und regte sich nicht, Rosinas Schwester war schon Witwe geworden, nach so wenigen Jahren, aber ein Kind hatte sie, das sie ans Leben gemahnte, das hatte sie sich geschenkt, er hatte nur seine Gefühle.

Auf einen nagelneuen Alfa Romeo der Carabinieri war Herr Frauenschuh gekracht, auf der Fahrt hierher, um sie und die Kleine nach langen Ferien zu holen. Johanna war tapfer, er eigentlich schon zu alt, um noch mit dem Auto zu fahren. Aber er habe es so gern getan. Es war wohl ein Herzinfarkt.

Atemlos wie sein Spiel waren auch seine Gedanken, sie sprangen von diesem zu jenem, hoffentlich würde das Dorf hier nun das Wirtshaus nicht meiden, hoffentlich behandelte man sie gut, die Neue aus dem Süden, er fühlte sich ihr verbunden.

Der Friedhof lag still unter der weißen Decke, manch eine Flamme war inzwischen verblasen oder erstickt. Enrico schüttete vorsichtig bei der einen und anderen Kerze das Wachs aus der Mulde, drückte den Docht fest und entzündete sie neu. Er mochte schreien, er mochte rufen, er mochte, dass sie sein Herz schlagen hörte. Er sah zum Himmel, unendlich klar war er und die Sterne funkelten wie Kerzen. Er ging zum Grab des Fremden, nahm das brennende Windlicht, presste die Lippen zusammen, als das heiße Nass auf die Finger spritzte, und stellte es vorsichtig zurück an Johann Strumpflohn's Grab. Er würde dem Soldaten morgen sein eigenes bringen. Es war Heiliger Abend.

*Donnerstag, 8. Juni 1972*

*Als Rosina sich anschickte zu heiraten und die Schwarzwälder-Kirsch verschwand*

(...)

*19. April 1973, Gründonnerstag*

*Als Genoveva und Klara erfuhren, was andere dachten über den Umstand ihrer Hoffnung*

(...)

*17. November 1973*

*Als Moshe erneut aufbrach, um mit Schwester Blandina zu gehen*

(...)

*4. November 1974*

*Als sich Rosina und Enrico am Friedhof begegneten und Tresls Kopf unter dem Tisch zu liegen kam*

(...)

*3. November 1980*

*Als sich Franz und Alrun schlugen und beste Freunde wurden*

(...)

*11. Juli 1982*

*Als der Fußball mehr traf als ins Tor der einen, die je nach Blickwinkel die anderen waren*

(...)

*6. Jänner 1990, Perathnacht*

*Als Magdalena befand, dass es gut sei und ging*

(...)

*24. Juni 1992*

*Als Franz erfuhr, dass das mit dem Begräbnis gar nicht so einfach war*

(...)

*6. Februar 1993*

*Als Franz abhob, um sich zu finden*

(...)

*3. März 1993*

*Als Alruns Brief ankam, in dem sie ihren Vater suchte*

(...)

*9. April 1993*

*Als Primrose Franz von ihrer Sehnsucht nach Wasser erzählte*

(...)

Franz hatte es sich zur Angewohnheit gemacht, vor der Haustür seinen Tee zu trinken, English Breakfast, mit wenig Milchpulver, so schien ihm das Getränk in der Früh vertrauter als das pure Gemisch aus Wasser und Teebeutel. Am Morgen nach seiner Ankunft, als er hinausgetreten war, um die Landschaft abzutasten, die zarten Wellen am Horizont, da standen glucksende und lachende Kinder hinter dem Maschendrahtzaun, die Finger im Rost verkrallt, und musterten ihn genau. In den Garten herein trauten sie sich nicht, anders als die Frauen, die den Vormittag gekommen waren, zu zweit, zu dritt, um ihn zu sehen, zu grüßen, die linke Hand legten sie sich dabei unter den Ellebogen, und mit der rechten drückten sie die seine dreimal, waagrecht, senkrecht, waagrecht, einen Knicks machten sie und eine Verbeugung. Dann erst setzten sie sich, legten die Hände in den Schoß und begannen zu lachen. Bunt gekleidet waren sie und unzählig die Möglichkeiten, das Kopftuch zu binden.

Granny lief schnell alle Türen absperren, bei so viel Besuch wisse man nie.

Dann war sie Übersetzerin, Übersetzerin für ein Lachen, das von tief unten kam

und von hoch oben, das gluckste und kicherte wie ein Bergquell, das herausbrach wie das Wasser aus den großen Dämmen, melodisches Lachen in allen Tonhöhen und harmonisch im gemeinsamen Fluss. Wir lachen zu wenig, schrieb er Alrun.

Heute stand hier niemand, Franz war nicht mehr neu.

Wo er an diesem Morgen auf die Toilette gehen sollte, wusste er nicht. Granny hatte den Vorhang beiseite geschoben und robbte auf ihren Knien den Gang entlang, klagte, dass die Knie entsetzlich schmerzten und sie von ihm Tabletten brauche, massierte den Boden mit einer roten Paste, die aussah und roch wie fette Schuhcreme.

Bis er glatt ist, bis man rutscht. Bis man jeden Schritt darauf sieht.

A visitor is like death, you must be always ready for it, das sagte Rose sehr oft, man müsse stets bereit sein für Gäste, sie kommen wie der Tod, jederzeit und unerwartet.

In der Ferne hörte er das rhythmische Schlagen auf eine Trommel, aus dem Nachbarhaus kam Primrose gelaufen und deutete auf eine Münze. So eine Münze solle er ihr bringen, sie hatte einen Bruder bekommen, Jephthas wird er heißen, und es wäre so üblich, die Mutter zu besuchen und ihr eine jener Münzen auf die Decke zu legen, eine jener großen müsse es sein, aus Zeiten, als die Weißen noch an der Herrschaft waren, eine große müsse es sein, keine neue kleine, eine Starthilfe für das Kind.

Primroses Schwestern und ihre Mutter Gemina waren die einzigen Nachbarn, die nahe wohnten, sie waren Mieter von Grannys Boden, ihr Haus, ein Ziegelrahmen, geschützt an den Seiten, nach oben hin offen, nur eine kleine Kammer war überdacht, übereinandergelegtes Wellblech, mit aufgeschnittenen Containerteilen geflickt, eine Patchworkdecke aus Blech und Plastik. Der Vater arbeitete in einem Bergwerk weit weg, Franz hatte ihn noch nie gesehen und Rose meinte, dass nicht alle Kinder die seinen sein konnten. Jedes Jahr war Gemina schwanger, von den zehn Geborenen lebten vier, auch Primroses vierzehnjährige Schwester hatte schon ein Baby.

Die Reise für den Vater ist weit und sie kostet ihn den Lohn eines Monats, die Kinder kommen und gehen, sie werden geboren und sterben, die Mütter weinen drei Tage und geben alles Geld für ein gutes Begräbnis vor Morgengrauen, und wenn die Sonne am Himmel steht, essen sie und lachen wieder und sind abends bereit für die Aufnahme des nächsten.

Am Fluss entlang ging Franz hinauf zur Mission. Es hatte viel geregnet, ein Rainmaker sei er, sagten sie, einer, den der Herrgott schickte. Der Fluss hatte gestern den Höchststand erreicht und war heute schon wieder schmaler, wo er die Landschaft überschwemmt hatte, roch es nach Fäulnis. Tropfen, das hatte er inzwischen verstanden, taten hier nur die Dachrinnen, nach einer Himmeldusche. Der Regen kam, als würde man den Wasserhahn aufdrehen und dann wieder zu. Wenn es regnete, flossen Ströme, wenn es regnete, wurde Erde weggeschwemmt und neue Flussbetten entstanden und jedes Flussbett wurde ein

Weg. Wenn es regnete, spritzte es durch das Wellblechdach aufs Bett. In dem Matsch, so schrieb er Alrun, hätten sie als Kinder herrlich bauen können. Primrose ging den Weg zum Fluss fünf- oder sechsmal am Tag, da sie nicht so viel Wasser auf einmal schleppen konnte, aber es fiel kaum auf und sie wurde nicht gehänselt deshalb. Grannys Pumpe durften sie nicht benutzen, auch wenn sie Mieter ihres Bodens waren; sie könnten die Pumpe nicht richtig bedienen, sagte Granny, wer käme dann für die Kosten auf.

Sie glauben an verschiedene Götter und sie glauben auch an Hexen, sie glauben an das Alte Testament und sie waren es, zweifelsohne, die nur eine Stunde von hier entfernt vor wenigen Monaten eine Nonne überfielen und ihr das Herz aus dem Körper rissen, um es zu essen, um es zu verwenden beim Herstellen von Pasten und Medizin, auch Abraham habe seinen Sohn Isaak geopfert, das ist Muti, das sind Ritualmorde, erklärte Granny und lockerte sich die Decken um ihren Bauch. In bestimmten Körperteilen stecke eine besondere Kraft, Muti ist auch Medizin, Muti heißt Heilung.

Das stimme schon, hatte ihm Schwester Blandina bestätigt. Und er schrieb es in das Tagebuch, schrieb jeden Abend, aber immer weniger, weil er Morgen für Morgen mehr ins Trommeln versank und ins Studium der einfachen, aus Holz und Bast gefertigten Instrumente, weil ihm Morgen für Morgen das Leben alltäglicher wurde.

Unzählige Kirchen gibt es hier, die katholische ist gut besucht, während der Messe geht man zwischen den Bänken spazieren, man betet mit verschränkten Armen, taucht die Kommunion vor dem Genuss in süßen Wein. Man reicht nicht nur dem Banknachbarn die Hand zum Gruß. Es ist wie ein Tanz, man geht durch die Kirche und begrüßt jeden, man spricht auch und lacht und klopft sich auf den Oberarm und verbeugt sich und singt falsch und singt aus Leibeskräften. Und auch Pater Patrick kommt herunter von seinem Altar und quer durch die Menschen, die gemächlich und zäh im Kreise ziehen, wie der gärende Brotteig im Bottich, den Rosa rührte, bis er sich an den Seiten löste. Moshe geht nie in die Kirche, aber er steht vor dem Eingang und grüßt alle freundlich, als wäre er der Hausmeister hier, er geht nicht hinein, aber wenn Sonntag ist, steht er da, um die Menschen zu grüßen.

Nicht unweit des Hauses trafen sich bei Sonnenuntergang jeden Donnerstag Menschen mit langen blauen Kleidern. Wenn sie sangen, hörte Franz zu und machte sich Notizen, wenn es ihm zu viel wurde, schob er sich die kleinen Kopfhörer in die Ohren, hörte seine Musik, schaute zu. Einen halben Meter hoch hüpfen sie aus dem Stand, und das über lange Minuten, Halleluja sangen sie und kreischten und schnalzten mit der Zunge.

Die ledigen Frauen müssen grüne Hüte tragen und dem Obersten erzählen, wovon sie in der vergangenen Nacht geträumt. War es ein Traum, der nicht hätte geträumt werden dürfen, so sticht er ihnen mit einem Nagel die Beine blutig. Rose wurde nie müde, Franz vor allem Schauerliches zu erzählen. Das sei doch

unmöglich, sagte sie immer wieder, es gibt nur einen einzigen, der richten kann, und das ist Gott selbst.

Mädchen, auch das wurde Rose Sechogo Nobengaze nie müde zu erzählen, sind wertvoller als Söhne, umsonst gibt es keine Braut. Mädchen bleiben als Arbeitskraft dem Vater, bis der Bräutigam zahlt, und haben sie auch schon Kinder. Mädchen kann man verkaufen.

Primrose begleitete Franz auf seinem täglichen Abendspaziergang zum Fluss, mit den zwei Hunden des Klosters, die viel zu dick geworden waren, er hatte das Gefühl, auf Plateauschuhen zu gehen, schwerer Lehm haftete im tiefen Profil seiner Schuhe. Etwas Englisch sprach sie, sie hatte es bei Schwester Kathleen gelernt. Die Hand gab sie ihm wie einem Vater, durch den Schlamm führte sie ihn wie einen Alten und sie war noch ein Kind, aber Kind war man hier nicht lange, und er überlegte, was ihm daheim nie in den Sinn gekommen wäre, ob es in Ordnung war, ihre Hand zu halten.

Primroses Großmutter war eine Sangoma. Von weither kamen Frauen zu ihr, und sie hieß sie den Inhalt eines Säckchens auf den aus Kuhdung gepressten weichen Fußboden werfen und deutete, was wie zu liegen kam. Steine und kleine Knochen, Wurzeln und bunte Plastikperlen. Sie wurde auch gerufen, wenn eine Frau Hilfe brauchte bei der Geburt eines Kindes, sie legte ihr die Hände auf den Bauch, die mit gespreizten Beinen am Boden hockte, sie entzündete weißen Salbei und Weihrauch, sie sang und schrie mit ihr.

Jeden Nachmittag sammelte Primrose frischen Kuhdung mit bloßen Händen und knetete ihn zu Kugeln, das war Arbeit der Kinder. Auf dem Boden wurde er verstrichen, darauf schlief man, darauf konnte man tanzen, darin versickerte jede Lacke der Kleinen.

Primrose war zehn und kaum Kind; sie begleitete die Großmutter bei der Suche nach Kräutern und wusste viel über deren heilende Wirkung, sie fertigte Puppen aus Reisig und Stoff und sah zu, wie die Alte ihnen kunstvoll fremde Haare einflocht. Die Großmutter konnte Gedanken lesen, sie konnte sich mit den Ahnen in Verbindung setzen und erfahren, was ihr Gegenüber quälte. Sie sprach mit deren Geistern und wusste, was die Zukunft brachte, sie stimmte sich ein auf Menschen.

Das Wasser zum Trinken wird aus dem Fluss geholt, die Plastikkanister sind vergilbt und porös. Das Wasser ist braun und steht lange am Ufer, Petroleum kringelt sich an der Oberfläche und schimmert in allen Farben, Mücken surren knapp darüber, Autos fahren durch, die Wäsche wird darin gewaschen, Ziegen und Kühe trinken davon, es abzukochen, dafür fehlt es an Holz. Und bis zum Kloster, zum großen Brunnen zu gehen, ist zu weit.

Da drückte Primrose Franz fest am Arm und deutete auf den Hügel, come with me, sagte sie, und sie gingen hoch und sie zeigte ihm den Friedhof des Dorfes. Allerlei Teller lagen hier kreuz und quer, der runde Boden aufgeschnittener

Plastikflaschen, zerbrochenes Besteck und Papierreste, leere Dosen und Einkaufstaschen.

Ihre Großmutter, erzählte Primrose, komme jeden Abend herauf und bringe den Verstorbenen zu essen, anders sei es nicht möglich, die Ancestors bei guter Laune zu halten. Ohne den Rat ihrer Ahnen könnte sie keine Sangoma sein. Primrose hustete viel und besonders, wenn die Luft sandig war und trocken. Franz fragte sich, warum die Großmutter dagegen nichts unternahm. Er kramte ein Daumenklavier aus der grünen linnenen Umhängetasche und zupfte daran und summte dazu und vermisste erstmals seine Gitarre, er holte eine Mango hervor, schälte sie und reichte eine Scheibe dem Mädchen. Gelbe Finger hatte er, Primrose deutete darauf und lachte, er sei auch coloured wie sie. Dann musste sie nach Hause, es werde gleich dunkel und der Spaziergang habe sie angestrengt, skalang, sagte sie, wenn sie groß sei, wolle sie weit weg von hier, weg von dem Blech und dem Staub, wiederholte sie nochmals beim Gatter, an das die Ziegen stießen, immer wieder, Franz konnte und wollte gar nicht zusehen, wie sie Kopf und Hörner ins Maschengitter ramnten.

Wenn sie die Möglichkeit hat, wird sie weggehen, weit über das Meer in ein Land, in dem es regnet und Wiesen dampfen und Honig für alle fließt, eine Schwester hat ihr einst ein Glas geschenkt für den Husten, mit warmer Ziegenmilch sei das gut, ihre Mutter würde für sie nicht viel bekommen, das Atmen ist Primroses Mühsal, wenn sie die Eimer trägt, hat sie keine Luft.

*15. August 1994*

*Als Johanna starb und Rosina und Enrico sich darin fanden, was zu tun und worüber zu schweigen war*  
(...)

*12. September 2001*

*Als der Meereswind Primroses bisheriges Leben verblies*  
(...)

*14. und 15. August 2004, Maria Himmelfahrt*

*Als Franz zu Ferragosto Antonino suchte*  
(...)

*13. Dezember 2005*

*Als Primrose keine Wut auf das Leben hatte und stets Wege und Türen fand*  
(...)

*10. Juni 2006*

*Als Franz und Elin sich anschickten, an Familie zu denken*  
(...)

*13. Dezember 2006*

*Als Primrose das neue Leben an das alte fügte*

*(...)*

*10. August 2007*

*Als Enrico Ingannamorte den Wunsch verspürte, es achtzig Jahre nach den Eltern frischordentlich zu machen*

*(...)*